

Die besten Ausstellungen finden manchmal nicht in den großen Häusern statt, sondern in den kleinen Ausstellungsräumen am Rand – zum Beispiel diese. Sie ist relativ versteckt im Ausstellungsraum des Deutschen Architekturzentrums in Berlin zu sehen, und man wünschte ihr, dass sie stattdessen mitten im Bundesbauministerium aufgebaut worden wäre, denn von dem, was sie zeigt, könnte auch die hiesige Baubürokratie viel lernen: Der Umbau eines einst augenverdrehend trostlosen Hochhauses in Paris, des Tour Bois le Prêtre, um den es hier geht, ist ein wegweisendes Beispiel dafür, wie man mit den Wohnhochhäusern und Sozialbauten der Nachkriegsmoderne in den Vorstädten umgeht, wie man ein neues soziales Leben in die sogenannten Problemviertel bringt – und wie man Gebäude so saniert, dass sie hinterher weniger Energie verbrauchen, aber auch nicht aussehen wie proportionslose, depressiv verummte Vollverdümmungsofener.

Die erste Überraschung in dieser von Ilka und Andreas Ruby kuratierten Ausstellung ist die Präsentation des Projekts. Man steht nicht vor Modellen und Plänen, sondern in lebensgroßen Räumen, wandert zwischen Sofas, Stehlampen, Zimmerpflanzen und Balkonmöbeln umher, statt aus Fenstern schaut man auf verblüffend lebensechte Fototapeten. In dieser Trompe-l'œil-Ausstellung ist es wie in den amerikanischen Filmen, in denen jemand ein Hotel in Hamburg betritt und durch den Hinterausgang auf den Markusplatz in Venedig gelangt: Man betritt das Erdgeschoss eines abgelegenen Hinterhofgebäudes in Berlin – und schaut aus dem 15. Stock eines Pariser Hochhauses auf den Boulevard Périphérique.

1959 wurde hier, im 17. Arrondissement, nach den Plänen von Raymond Lopez ein Wohnturm von über fünfzig Meter Höhe errichtet, ein Bauwerk mit sechzehn Etagen und fast hundert Apartments, das in den achtziger Jahren mit Eternit-Platten in deprimierender Bicolor-Optik und mit PVC-Fenster Rahmen saniert wurde. So nahm der Bau das Aussehen jener Trostlosigkeiten an, die sich von den osteuropäischen Plattenbausiedlungen bis zu den französischen HLM-Slums wie ein bedrückender Betongürtel um die europäischen Großstädte legen. Schließlich entschied man, den Turm abzureißen; das staatliche Abrissprogramm sah 15 000 Euro für den Abriss einer alten Wohnung und etwa 150 000 für den Neubau einer Wohneinheit vor. Eine Alternative schlug die Architektin Anne Lacaton mit ihren Partnern Frédéric Druot und Jean-Philippe Vassal vor; das Büro wurde mit Low-Budget-Bauten und der Verwendung von Gewächshauswänden bekannt. Im Pariser

Das zweite Leben des traurigen Turms

In Paris bauten die Architekten Anne Lacaton, Frédéric Druot und Jean-Philippe Vassal einen abrisssreifen Sozialbau um – jetzt lebt es sich dort fast luxuriös. Die neuen Wintergärten sparen Energie – und führen vor, wie man jenseits des neuen Dämmwahns ökologisch baut. Eine Ausstellung in Berlin zeigt das Projekt.



In der Berliner Ausstellung sitzt dieser Herr Probe, wie es sich im renovierten Turm mit Wintergärten lebt. In Berlin ist der Ausblick eine Fototapete, in Paris echt. Foto DAZ



Norden schaffte das Trio es jetzt, für die gleiche Summe gleich mehrere Wohnungen grundlegend umzugestalten, indem es die alten Fassadenelemente abnahm und, wie ein Regal, eine Konstruktion mit großzügigen, verglasten Wintergärten für jede Wohnung davorstellte.

Wo früher nur deprimierend kleine Fenster den Blick in die Weite freigaben, haben die Bewohner nun den Effekt eines lichtdurchfluteten modernistischen Luxusapartments mit großer Glasfassade. Wenn es regnet, können die Kinder in den ge-

schützten Wintergärten spielen, man kann dort grillen, in der Sonne liegen, einen kleinen Garten anlegen. Jede Wohnung wächst durch die Anbauten um zwei- und zwanzig bis vierzig Quadratmeter Außenwohnraum – viel mehr Grünfläche bieten manche Reihenhäuser in der Vorstadt auch nicht. Die Mieten blieben unverändert, die Energiekosten wurden durch den Dämmungseffekt verringert, und auf gewisse Weise stellen die Architekten so das alte Versprechen der Moderne wieder her – Licht, Luft und Sonne statt Wohnhöhle

mit Guckloch. Aus dem Sozialbau wurde so ein Haus, das mit seinem neuen, offenen Eingangsbereich eher an die luxuriösen Apartmentbauten an den Stränden von Rio de Janeiro erinnert. Im Erdgeschoss befinden sich jetzt ein Kindergarten und Gemeinschaftsräume für Sprachkurse und Mieterversammlungen. Der Umbau bringt so auch eine neue soziale Energie in den Turm – auch, weil er die von der rationalistischen Schrumpfmoderne der Banlieuetürme abgeschaffte Kultur des Hereinkommens, des Empfangs wie-

der zelebriert: Wo man früher zwischen Gittern und Briefkästen unter funzeligem Neonlicht zu den Aufzügen huschte, betritt man den Bau jetzt wie eine Hotellobby; er hat jetzt einen würdevollen, sichtbaren, einladenden Eingang.

Wegweisend ist der Umbau des eigentlich abrisssreifen Turms aber auch aus energetischer Sicht: Gerade in Deutschland werden seit Jahren noch die letzten Altbauten mit einem besinnungslosen ökoreligiösen Eifer in Wärmedämmungen eingeschweißt, bis die Schönheit ih-

rer Oberflächen, ihre Eleganz, ihre historische Aura verloren ist. Zu Recht wird gefragt, ob die gutgemeinte Verdämmung nicht in einem ökologischen Desaster endet – spätestens dann, wenn die vielen unsachgemäß verbauten Dämmmaterialien in zehn Jahren wieder entfernt werden müssen. Wer diesen urbanen Verpackungsmüll kritisiert, wird im Namen einer angeblich alternativlosen ökologischen Vernunft mit strenger Miene zur Ordnung gerufen, und wie immer, wenn Politik, Industrie und Lobbyverbände etwas „alternativlos“ nennen, ist es das natürlich nicht: Es geht auch so in Paris, wo der Energieverbrauch des Turms nach der Sanierung von jährlich 180 auf nur noch achtzig Kilowattstunden pro Quadratmeter sank. Bei einem vergleichbaren Projekt, das die Architekten gerade in Bordeaux planen, will man von 144 auf zwanzig Kilowattstunden kommen. Wie aber isoliert man die Wintergärten, wo die Architekten doch nur dünnwandige Polycarbonat-Elemente verbauen, wie man sie von Gewächshäusern kennt?

Die Antwort sind Isotiss-Vorhänge aus Alufolie, Schurwolle und Stoff, die silbrig glänzen und nachts als Isolation dienen. Die Vorteile der Wintergarten-Sanierung liegen auf der Hand: Man schafft zusätzlichen Raum, der einen Vorstadtgarten ersetzen kann, und hält die Mieter so in der Stadt. Man verwandelt die trübselige Zweckerkitektur mit ihren schießscharthafte kleinen Fenstern in eine opulent verglaste Form, deren Reichtum an Zwischenräumen und Fassadenplastizität in ihrem Raumeffekt fast an Altbau-Erker und Loggien erinnert. Man vermeidet das Sondermüllproblem der konventionellen Wärmedämmung, das selbst bei optimistischen Prognosen in einigen Jahrzehnten auftreten wird, wenn Millionen Kubikmeter Dämmschaum entsorgt werden müssen. Schließlich erlauben die Wintergärten eine natürliche Belüftung im Sommer, weil man die Schiebelemente der Fassade aufziehen kann – und mit den Vorhängen lassen sich Lichteinfall, Temperatur und Wohnatmosphäre zwischen Offen- und Geborgenheit steuern.

Warum wird nicht viel mehr Nachkriegsbausubstanz genau so umgebaut? Der Turm zeigt, was man aus dem scheinbar unrettbaren Massenwohnungsbau der Nachkriegszeit machen kann. Er ist ein soziales wie ästhetisches Modell für den möglichen Umbau der Vorstädte – und eine ökologische Alternative zur Volldämmung, über die auch eine deutsche Baupolitik nachdenken sollte, deren neueste Verblendungen nicht bloß aus Putz und Dämmschaum bestehen. NIKLAS MAAK

Lacaton Vassal / Druot. Tour Bois le Prêtre. Im Deutschen Architekturzentrum Berlin, noch bis zum 31. März. Der Katalog kostet 18 Euro.